



Jürgen Wegmann

Der Wetzlarer Dom – Epitaphien und Grabplatten

Jürgen Wegmann

**Der Wetzlarer Dom –
Epitaphien und Grabplatten**

Jürgen Wegmann

Der Wetzlarer Dom – Epitaphien und Grabplatten

Übersetzungen der Epitaphien und Grabplatten von
der lateinischen in die deutsche Sprache von Karl Becker

Tectum Verlag

Jürgen Wegmann

Der Wetzlarer Dom – Epitaphien und Grabplatten

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018

eISBN 978-3-8288-7003-1

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN

978-3-8288-4142-0 im Tectum Verlag erschienen.)

Umschlaggestaltung: Tectum Verlag, unter Verwendung von Fotografien

von Herbert H. G. Wolf, Wetzlar

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet

www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Angaben sind im Internet über <http://dnbdnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Abbildungsverzeichnis	VII
Vorwort	IX
1. Grabplatten und Epitaphien als Ausdruck einer Trauerkultur	1
2. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele	5
2.1 Philosophie des Todes	5
2.2 Der Umgang mit den Toten im Wechsel der Jahrhunderte	11
3. Bedeutung der Epitaphien und Grabplatten im Spiegel der Jahrhunderte	15
3.1 Wesen der Epitaphien und Grabplatten	15
3.2. Inhalte der Epitaphien und Grabplatten	18
3.3. Die geschichtliche Entwicklung der Epitaphien – dargestellt am Beispiel des Wetzlarer Doms	19
4. Der Wetzlarer Dom – ein kurzer historischer Aufriss ...	25
4.1 Die Zeit vor der Reformation	25
4.2 Die Zeit nach der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts	33
5. Der Wetzlarer Dom – Besonderheiten der Epitaphien, Grabplatten und Personen	37
6. Rundweg zur Besichtigung der Epitaphien	53
7. Dokumentation der Epitaphien und Grabplatten im Wetzlarer Dom	63
7.1. Erläuterungen zur Dokumentation	63
7.2. Detaillierte Beschreibung der Epitaphien und Grabplatten ...	66

Literaturverzeichnis:.....	259
Bücher und Aufsätze	259
Internetquellen	260
Der Autor	263

Abbildungsverzeichnis

1	Wetzlarer Dom und alte Lahnbrücke.....	28/29
2	Standorte der Epitaphien im Rundweg.....	55
3	Liste der Epitaphien, geordnet nach dem Rundweg.....	56–61
4	Epitaph von Richolf Reige	68
5	Epitaph von Anselm Hun (Foto aus 1967).....	71
6	Epitaph von Anselm Hun.....	73
7	Epitaph von Johannes von der Kraen	75
8	Epitaph von Cuno von Rüklingen	78
9	Rückseite des Epitaphs von Nycolas von der Krae (Foto aus 1982).....	80
10	Epitaph von Nycolas von der Krae	81
11	Epitaph von den Eheleuten Ludwig und Pamela Pussel	85
12	Epitaph von Philip Bicken dem Älteren.....	88
13	Epitaph von Heydenreich von Dernbach	91
14	Epitaph von Lisa Stommel geb. Schutzbar genannt Milchling.....	95
15	Epitaph von Philip von Bicken dem Jüngeren.....	97
16	Epitaph von Caspar Drekol.....	100
17	Giebel des Epitaphs von Johannes Klotz.....	103
18	Epitaph von Johannes Klotz.....	104
19	Epitaph von Dorothea Schwartz.....	109
20	Epitaph von Philip Gwenden.....	114
21	Epitaph von Anna Elisabeth Gwenden.....	117
22	Epitaph von Johannes Theis	119
23	Epitaph von Johannes Konrad Hertstein.....	123
24	Epitaph von Jakob Hert.....	126
25	Epitaph von Johannes und Catharina Willems.....	131
26	Epitaph von Margareth und Johannes Hirshorn.....	133
27	Epitaph von Wilhelm und Anna Gertraud Cauly	136
28	Epitaph von H. Johannes Servatius Dietrich	141
29	Epitaph von Adam Quintin von Herberstein	143
30	Epitaph von Johann Georg Weller.....	147
31	Epitaph von Johann Friedrich Pausch	149
32	Epitaph von Erich Mauritius.....	154
33	Epitaph von Johann Friedrich Schultze	160
34	Epitaph von Johannes Eichrodt.....	163

35	Epitaph von Hulderich von Eyben.....	165
36	Epitaph von Juliane Schlosser.....	169
37	Epitaph von Gotthard Johann Marquart und Anna Katharina Mohr.....	173
38	Epitaph von Anna Maria Eva Lieb	176
39	Epitaph von Friedrich Schrag	180
40	Epitaph von Franz Richard.....	182
41	Epitaph von Wilhelmine Henrietta von Ludolf	185
42	Epitaph von Christoph Gottfried Freiherr von Geismar	189
43	Epitaph von Maria Franziska von Heeser	193
44	Epitaph von Georg Ernst Winckler und Anna Elisabeth Winckler	197
45	Epitaph von Joachim Georg von Plönnies	204
46	Epitaph von Maria Ursula Bonn	206
47	Epitaph von Johann Melchior Cramer und Johann Arnold Heinrich Joseph von Clausbruch	210
48	Maria Anna Seraphina von Clausbruch	211
49	Epitaph von Friedrich Kasimir von Gemmingen.....	215
50	Epitaph von Johann Christoph von Schmitz.....	220
51	Epitaph von Johann Stephan von Speckmann.....	222
52	Epitaph von Anton Gerlach von Schwarzenfels.....	225
53	Epitaph von Johann Franz Aegidius zu Schönbach und Maria Anna von Borie	232
54	Epitaph von Gerard Georg Wilhelm Franz Xaver Freiherr von Vogelius.....	236
55	Epitaph von Maria Margareta von Ortmann.....	239
56	Epitaph von Valentin Ferdinand Freiherr von Gudenus	241
57	Epitaph von Heinrich Christoph und Auguste Christiane Elisabethe Rotberg.....	245
58	Epitaph von Johann Peter von Ortmann.....	250
59	Epitaph von Dorothee Charlotte und Heinrich Johann Vergenius.....	253
60	Epitaph von Elisabeth von Ruland.....	256

Rechte:

1 thauwald-pictures, #105311512, www.fotolia.de | 2, 3 Jürgen Wegmann,
Wetzlar | 5 Christa Benedum, Gießen | 9 Friedrich Karl Azzola, Trebur |
4, 6, 7, 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27,
28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60 Herbert H. G. Wolf, Wetzlar

Vorwort

Betritt man den Wetzlarer Dom, so fallen dem Besucher sofort zahlreiche Gedenktafeln ins Auge, die in der gesamten Kirche verteilt sind. Auf den ersten Blick erscheint eine Systematik in der Anordnung nicht erkennbar. Aufwändig gestaltete Tafeln wechseln sich mit einfachen Texttafeln ab. Unterschiedlichste Materialien wie Rotsandstein, Lahn- und Wetzlarer Marmor, Holz, Lavastein und Schalstein sind vertreten. Bei näherem Hinsehen kann man auf den Tafeln biblische Motive, Jahreszahlen, figürliche Darstellungen und Namen ausmachen. Die Platten im Dom werden als Gedenktafeln erkennbar. Sie umfassen eine Zeitspanne von rund vier Jahrhunderten und reichen von 1362 bis 1792. Während es sich bei mittelalterlichen Tafeln zum Teil um ursprüngliche Bodengrabplatten handelt, sind die Tafeln, die sich ab dem Ende des 17. Jahrhunderts datieren lassen, überwiegend Epitaphien. Bei Epitaphien handelt es sich um Gedenktafeln, die keinen räumlichen Bezug zum eigentlichen Standort des Grabes der Verstorbenen haben. Auch bei den im Wetzlarer Dom heute aufgestellten Grabplatten besteht kein Bezug mehr zur Begräbnisstätte. Insofern können wir heute vereinfachend bei allen 53 Gedenktafeln an den Innen- und Außenwänden des Wetzlarer Doms von Epitaphien sprechen.

Alle Epitaphien dienen der Nachwelt als Erinnerung an die Verstorbenen. Sie repräsentieren eine Erinnerungskultur über die Jahrhunderte und zeigen uns den tiefen Glauben der Menschen in dieser Zeit. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der im christlichen Abendland über 2000 Jahre alt ist, spiegelt sich in jeder der Gedenktafeln wider. Gleichzeitig zeigen sie aber auch eine Veränderung der Trauerkultur über die Jahrhunderte.

Neben einer allgemeinen Beschreibung über die Bedeutung der Epitaphien seit dem 14. Jahrhundert enthält das Buch einen Dokumententeil, in dem jede der 53 Epitaphien im Detail aufgelistet und beschrieben wird. Neben einer bisher nicht vorhandenen vollständigen Bildokumentation sind auch die 37 lateinischen Texte in ihrer Übersetzung an das heutige Sprachverständnis angepasst worden.

Neben der Dokumentation sind alle 53 Epitaphien zu einem Rundweg im und um den Dom herum zusammengefasst. Neben der Auflistung nach dem Sterbejahr im Dokumententeil findet der Leser einen Weg, der ihm die Epitaphien und seine Personen sukzessive näherbringen.

Die ausführliche Dokumentation ruht auf mehreren Schultern. Besonderen Dank schulde ich Karl Becker, der mit seinem umfassenden fachlichen und zeitlichen Engagement für jede Epitaphie eine zeitgemäße Übersetzung angefertigt und die Texte des Buches fachkundig lektoriert hat. Weiterhin hat Herbert H. G. Wolf die im Dokumententeil abgebildeten Epitaphien fotografiert und bearbeitet. Herr Karl-Heinz Zimmermann hat eine exakte Gesteinsbestimmung für jede Epitaphie vorgenommen. Lena Wegmann hat sich sehr akribisch den Texten gewidmet und für eine bessere Lesbarkeit gesorgt. Die Zusammenarbeit mit allen Unterstützern war für mich eine große Freude, da jeder sich außerordentlich für die Sache der Epitaphien engagiert hat.

Danken möchte ich auch den beiden Pfarrern der evangelischen und katholischen Kirchengemeinde, Björn Heymer und Peter Kollas, die mir jederzeit den Zugang zum Wetzlarer Dom ermöglichten.

Wetzlar im Juli 2018

Jürgen Wegmann

1. Grabplatten und Epitaphien als Ausdruck einer Trauerkultur

Der Wetzlarer Dom als eine der ältesten Simultankirchen Deutschlands zählt insgesamt 53 Grabplatten und Epitaphien. Die Zeitspanne der Platten reicht von 1362 bis 1792. Allen Platten gemeinsam ist das Gedenken an die Verstorbenen, die namentlich auf den Grabplatten und Epitaphien aufgeführt sind. Keine der Gedenkplatten befindet sich noch an ihrem historischen Standort. Durch umfangreiche Renovierungsarbeiten in der Zeit von der ersten Datierung einer Gedenkplatte aus dem Jahre 1362 bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts kam es immer wieder zu Verlagerungen der Grabplatten und Epitaphien. Daher kann man heute bei allen Gedenkplatten von Epitaphien sprechen. Epitaphien sind dadurch charakterisiert, dass sie losgelöst vom eigentlichen Grab des Verstorbenen einen separaten Platz zum Gedenken an diesen einnehmen.

Bei näherer Betrachtung der Epitaphien kann man feststellen, dass es sich bei den Verstorbenen, denen man ein „Denkmal“ im Wetzlarer Dom gesetzt hat, unabhängig von dem Todesjahr, um Bürger der Stadt Wetzlar handelt, die zu Lebzeiten eine besondere Stellung in der Stadt einnahmen. So findet man z. B. Ritter, Geistliche katholischer und evangelischer Konfession, Assessoren, Prokuratoren des Reichskammergerichts sowie deren Angehörige. Das sogenannte „gemeine“ Volk der Bauern und Handwerker fand keinen Platz auf einem Epitaph im Wetzlarer Dom. Diesem Personenkreis blieb der vor dem Dom auf der Südseite gelegene Friedhof als Begräbnis- bzw. Gedenkstätte vorbehalten, der 1757 aufgegeben wurde.

Auch ein Teil der heute im Wetzlarer Dom aufgestellten Epitaphien hatte ursprünglich seinen Standort als Grabplatte auf dem Friedhof an der Südseite des Doms. Ein besonderer Friedhof, der den Stiftsangehö-

rigen vorbehalten blieb, lag auf der Nordseite des Doms. Auch dieser Friedhof wurde aufgegeben.

Die Auswahl der heute noch erhaltenen 53 Epitaphien lässt keine nachvollziehbare Struktur erkennen. Offensichtlich hat man diejenigen Epitaphien aufgestellt, die noch vorhanden waren oder die man bei den umfangreichen Renovierungsarbeiten immer wieder gefunden hat. Eine größere Anzahl der Grabsteine vom Friedhof hat sicher auch den Weg in die Fundamente Wetzlarer Häuser gefunden. Auch die Platzierung entzieht sich einer erkennbaren Struktur. So sind das Sterbedatum und die gesellschaftliche Rolle des Verstorbenen kein Ordnungskriterium. Wenn sich die Verantwortlichen bei der heute vorzufindenden Platzierung etwas gedacht haben, so sind diese Überlegungen verloren gegangen.

Wenn auch vereinzelt die Meinung vertreten wird, dass die Epitaphien des Wetzlarer Doms nicht von kunsthistorischer Bedeutung seien,¹ so geben die zum Teil aufwändig gestalteten Bild- und Textdarstellungen ein sehr interessantes Zeugnis für eine Trauerkultur über rund 430 Jahren in Wetzlar.

Dem Besucher des Wetzlarer Doms wird auffallen, dass eine Vielzahl der Epitaphien stark abgenutzt und somit im Textteil nur mit Schwierigkeiten lesbar ist. Darüber hinaus enthalten gerade die Epitaphien der Reichskammergerichtsangehörigen² häufig umfangreiche Texte, die in lateinischer Sprache verfasst worden sind. Auch die Setzung der Texte auf dem Epitaph erscheint aus heutiger Sicht merkwürdig. So haben Steinmetze einzelne Wörter so auf den Epitaphien platziert, dass sie mitten im Wort auf unterschiedliche Zeilen zu lesen sind. Einige Epitaphien aus der Zeit des Reichskammergerichts sind auch nicht frei von Rechtschreibfehlern. Offensichtlich waren die Steinmetze nicht immer der lateinischen Sprache mächtig.

Gemeinsam ist allen Epitaphien, dass sie ein Ausdruck für eine individuelle Trauerkultur sind. Die 53 Epitaphien geben einen guten Einblick über die Entwicklung einer Trauerkultur durch rund vier Jahrhunderte. Gleichwohl ist einschränkend darauf hinzuweisen, dass man

1 Stellvertretend für diese Meinung: vgl. O. Peter: Kunstwerke aus fünf Jahrhunderten, Wetzlar 1999, S. 39.

2 Vgl. dazu auch J. Wegmann: Der Wetzlarer Dom – ein Haus für zwei Konfessionen, Baden-Baden 2017, S. 67–78.

durch die Epitaphien nur eine Sichtweise auf privilegierte Bürger bekommt. Die Platzierung der Grabplatten oder Epitaphien im Wetzlarer Dom war ausschließlich der oberen Bürgerschicht vorbehalten. Es war auch, und dies kann man gut an den Epitaphien der Reichskammergerichtsangehörigen festmachen, eine Frage des Geldes. Die oftmals sehr aufwändig gestalteten Epitaphien konnten sich nur eine geringe Zahl von wohlhabenden Wetzlarer Bürger leisten.

Unabhängig von dem Wohlstand der Verstorbenen eint sie doch der gemeinsame Glaube an eine Existenz der Seele nach dem Tod. Fast alle Epitaphien geben Zeugnis für eine tiefe Frömmigkeit. Die von Gloël³ auch als „schwülstige“ Texte auf den Epitaphien der Reichskammergerichtsangehörigen bezeichneten umfangreichen Angaben über die bzw. den Verstorbene(n) lassen erkennen, dass die Auftraggeber der Epitaphien den Verstorbenen einen Weg in das Jenseits durch die Nennung bedeutender Verdienste zu Lebzeiten sichern wollte. Diese Form der Trauerkultur reicht weit in die Vergangenheit zurück. So lassen sich die Überlegungen über eine Unsterblichkeit der Seele für das christliche Abendland bis zu den antiken Griechen zurückverfolgen. Um zu verstehen, wie die Angehörigen die Verstorbenen auf den Epitaphien des Wetzlarer Doms in Erinnerung halten wollten, ist daher ein kleiner historischer Streifzug über die Entwicklung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele hilfreich.

3 Vgl. H. Gloël: Die alten Wetzlarer Grabsteine und Epitaphien, Wetzlar 1925.

2. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele

2.1 Philosophie des Todes

Die Frage, die die Menschheit seit Tausenden von Jahren umtreibt ist zugleich die Suche nach einer menschlichen Seele: *Ist der Tod das endgültige Ende der menschlichen Existenz oder gibt es etwas, was nach dem Tod noch weiter existiert?* Existiert etwas, was unser irdisches Dasein in körperloser Form unsterblich macht.

In der Philosophie der griechischen Antike stehen sich zwei konträre Positionen gegenüber: die dualistische und die monistische Anthropologie. Bei der dualistischen Sichtweise, die erstmals von Sokrates vertreten wurde, ist der Mensch eine Verbindung aus zwei Substanzen; zum einen der menschliche Organismus, die körperliche Substanz, und zum anderen die immaterielle Substanz, die Seele. Epikur vertritt die gegenteilige Auffassung. Nach seiner Sichtweise endet das Leben des Menschen vollständig mit dem endgültigen Ausfall der körperlichen Funktionen.⁴ Der Tod betrifft uns nicht. Wenn wir noch am Leben sind, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod kommt, sind wir nicht mehr am Leben.

Die Philosophie versucht seit über 2000 Jahren hierauf eine Antwort zu geben. Die Bandbreite der Antworten reicht von der philosophischen Begründung für die Unsterblichkeit der Seele bis zur völligen Ablehnung einer weiteren körperlosen Existenz nach dem Tod.

Erstmals in der antiken griechischsprachigen Überlieferung begegnete uns ein Nachdenken über die Unsterblichkeit der Seele. Noch weiter zurück reichen die ersten Zeugnisse der Auseinandersetzung mit dem Tod, z. B. durch Grabbeigaben, und einem möglichen Weiterleben im Jenseits. Paläontologen schließen aus dem Fund von Ganzkörper-

⁴ Vgl. H. Wittwer (Hrsg.): Der Tod, Stuttgart 2014, S. 11.

bestattungen um 30.000 v. Chr. dass bereits in dieser Zeit Jenseitsvorstellungen existierten.⁵ Die Bestattung des ganzen Körper war für ein Weiterleben im Jenseits unabdingbare Voraussetzung. Sie war zudem in dieser Zeit nur für privilegierte Personen üblich. Darauf weisen kostbare Beigaben in den Gräbern hin, die man gefunden hat.

Auch der Totenkult der Ägypter fasziniert noch heute. Die zahlreichen Funde mumifizierter Leichname geben Zeugnis für einen sehr aktiven Totenkult und die Vorstellungen über ein Leben über den Tod hinaus. Der Weg zum ewigen Leben war allerdings nicht einfach. Die gefährliche Reise durch die Unterwelt musste zunächst bewältigt werden, bis man vor dem Totengericht des Osiris stand. Vor diesem Gericht musste der Verstorbene überzeugend darlegen, dass er ein rechtschaffenes Leben geführt hat. Wenn die Anhörung vor dem Totengericht nicht erfolgreich verlief, kam der Tote in die Verdammnis, wo er gepeinigt und gefoltert wurde. Wurde die Prüfung vor Osiris erfolgreich bestanden, so konnte der Tote sein ewiges Leben im Jenseits weiter führen. Die Toten waren dann ihren Göttern nahe. Das Jenseits war eine Sphäre des ewigen Lebens.⁶ Eine weitere Quelle für Trauervorgänge und Trauerverarbeitung ist in dem ca. 2800 v. Chr. entstandenen Gilgamesch-Epos aufgeführt. Gilgamesch war ein Herrscher im heutigen Irak, dem damaligen Sumer. Er trat gegenüber seinen Untertanen äußerst brutal auf. Man überlegte, und dies war eine Besonderheit, wie man dem Herrscher helfen könnte. Niemand dachte an Rebellion gegenüber dem Tyrannen. Man kam zu dem Schluss, der Herrscher brauche einen Freund. Auf der Suche nach einem Freund stieß man auf Enkidu, der seit Jahren im Wald ein Einsiedlerleben führte. Mit einer List schaffte man es, dass Gilgamesch Enkidu kennen und schätzen lernt. Beide bestanden zusammen zahlreiche Abenteuer. Beim letzten Abenteuer starb Enkidu. Gilgamesch war traurig und verstört über den Tod seines Freundes. Er hatte große Angst vor dem eigenen Tod und suchte nach einem Kraut, das ihm das ewige Leben sichern sollte. Ein alter weiser Mann riet ihm, sich täglich am Leben zu erfreuen, da das ewige Leben ausschließlich den Göttern vorbehalten sei. Die Lösung bestand

5 Vgl. H. Ullrich: Totenriten und Bestattung im Paläolithikum, in: F. Horst, H. Keiling (Hrsg.): Bestattungswesen und Totenkultur in ur- und frühgeschichtlicher Zeit, Berlin 1991, S. 23–34, hier S. 25.

6 Vgl. J. Assmann: Tod und Jenseits im Alten Ägypten, München 2001.

somit in einem hedonistischen Leben im Diesseits, da der Weg ins Jenseits für Sterbliche verschlossen blieb.⁷ Bei Homer stellt sich in seiner Ilias, einer Beschreibung des Trojanischen Krieges, das Schattenreich des Todes so bedrückend dar, das der griechische Held des Trojanischen Krieges, Achill, lieber lebendiger Feldarbeiter wäre als toter Held.

Der Tod ist das Ende des körperlichen Lebens. Über diese Aussage herrscht Einigkeit in allen Religionen, unabhängig davon, ob sie an die Seelenwanderung, an die Unterwelt als das Reich der Toten oder an die Auferstehung glauben.⁸ Weiter Einigkeit herrscht darüber, dass der körperliche Tod unumkehrbar ist. In den meisten Kulturen wurde und wird der Tod nicht als das Ende des Daseins verstanden. Der Tod wird als Übergang zu einer anderen Form der Existenz begriffen. Im Christentum ist der Tod nur das vorläufige Ende des Lebens. Die noch heute offizielle katholische Lehre geht davon aus, dass am Tag des Jüngsten Gerichts alle Gläubigen auferstehen werden. Unterschiede zu der evangelischen Lehre bestehen nur in der Abfolge des Übergangs zur Wiederauferstehung. So gibt es bei den evangelischen Christen kein Fegefeuer. Im Ergebnis lehren beide Konfessionen, dass sich am Tage der Auferstehung die Jenseitsvorstellungen der Gläubigen im ewigen Leben widerspiegeln werden.

Es bleibt allerdings der Zweifel für viele Menschen: Was geschieht mit mir in der Zeit von meinem Tod bis zur Auferstehung? So verwundert es nicht, wenn die Philosophie die grundsätzliche Frage nach dem Wert der Sterblichkeit diskutiert. Wie lässt sich in einem Gedankenspiel ein unendliches, unsterbliches Leben gestalten oder ist die Sterblichkeit eine notwendige Bedingung für ein attraktives menschliches Leben? Literarisch wurde diese Frage durch zwei bekannte Autoren im letzten Jahrhundert bearbeitet. Simone de Beauvoir beschreibt in ihrem Roman *„Alle Menschen sind sterblich“*⁹, die Geschichte von Raimondo Fosca, der im 13. Jahrhundert durch einen Trank seine Unsterblichkeit erlangte. Fosca bleibt über die Jahrhunderte hindurch unsterblich. Eindrucksvoll wird diese erlangte Unsterblichkeit als Fluch beschrieben.

7 Vgl. A. Langenmayr: Trauer und Trauerverarbeitung aus psychologischer Sicht, in M. Herzog (Hrsg.): Totengedenken und Trauerkultur, Stuttgart 2001, S. 23–40, hier S. 24 f.

8 Vgl. H. Wittwer, a. a. O., 2014, S. 9.

9 Vgl. S. de Beauvoir: Alle Menschen sind sterblich, 42. Auflage, Hamburg 2017.

Er verliert seine Frauen, seine Kinder und all jene, die ihn immer nur eine Zeitspanne des Lebens begleiteten; nur er muss ständig weiterleben. Fosca resigniert an seiner Unsterblichkeit. Mehrere Rollen, die er über sechs Jahrhunderte ausfüllt, bringen keine Erlösung. Über diese Jahrhunderte reift die Erkenntnis, dass die Sehnsüchte wie auch die Hoffnungen der Menschen unerfüllbar sind. Gleichwohl bringt seine Ewigkeit, die die Gnade des Todes nicht kennt, bei ihm die Erkenntnis, dass die Sterblichen ihr vergängliches Leben mit Sinn zu füllen haben.

Jorge Luis Borges¹⁰, erzählt ebenfalls eine Geschichte über einen Unsterblichen und seine Resignation über die Situation nicht sterblich zu sein. Während de Beauvoir ihren Fosca alleine als Unsterblichen unter all den Sterblichen lässt, zeigt Borges die Problematik der Unsterblichkeit am Beispiel der Bewohner einer ganzen Stadt auf. Die Erzählung spielt zur Zeit der Herrschaft des römischen Kaisers Diokletian (284–312 n. Chr.). Der Legionär Marcus Flaminus Rufus war auf der Suche nach der Stadt der Unsterblichen. Als er sie gefunden hatte, fand er auch den Fluss in dem das Wasser für die Unsterblichkeit floss. Er trank von dem Wasser und erlangte Unsterblichkeit. Rufus stellte mit Erstaunen fest, dass die Bewohner vor der Mauer der Stadt wie die Tiere dahinvegetierten und keiner Sprache mächtig waren. Die unsterblichen Bewohner dämmerten untätig vor sich hin, zeigten kein Interesse an ihrer Umwelt oder ihren Gefährten. Borges lässt Homer in seiner Erzählung als einen der Unsterblichen auftreten. Dieser erzählt Rufus, dass die unsterblichen Bewohner zu der Einsicht gelangt seien, dass es sich nicht lohne bei der unendlich zur Verfügung stehenden Zeit für irgendetwas tätig zu sein. Dem Leiden einer ständigen Wiederholung können die Bewohner nur durch Flucht in den halb bewusstlosen Dämmerzustand entkommen.

Beide Geschichten zeigen die Unmöglichkeit eines erfüllten Lebens in der Unsterblichkeit auf. Die Endlichkeit des Lebens ist ein Segen für jedes menschliche Leben.¹¹ Der alte Traum der Unsterblichkeit ist ein Wunsch, an dem niemand festhalten kann, wenn er sich die Folgen dieses Schritts im Detail vor Augen führt. Wenn unser Leben nicht end-

10 Vgl. J. L. Borges: Der Unsterbliche, in: Das Aleph, 10. Auflage, Frankfurt 2014, S. 11–28.

11 Vgl. M. Kreuels: Über den vermeintlichen Wert der Sterblichkeit, Berlin 2015, S. 13.

lich wäre, dann wär all unser Tun und Handeln bedeutungslos.¹² Unser Tod ist die Begründung für die Existenz einer jeden Religion.

Erst diese Erkenntnis führt dazu, dass für die meisten Menschen im Laufe ihres Lebens der Moment kommt, wo sie sich mit der Frage des Todes auseinandersetzen. Die Anlässe für eine solche Befassung mit dem eigenen Tod kann der Tod eines geliebten Menschen sein, der zum Nachdenken über die eigene Sterblichkeit anregt. Aber auch eine Krankheit oder ein runder Geburtstag in fortgeschrittenem Alter kann dazu führen, dass man sein Leben bilanziert und sich damit befasst, wie man die knapper werdende Zeit verbringen möchte. Für viele Menschen existiert offensichtlich ein starkes Bedürfnis, an einer Fortexistenz nach dem körperlichen Tod zu glauben.¹³

Sehr eindrucksvoll wird dieser Sachverhalt von den antiken Philosophen Platon und Sokrates erläutert. Platon ein Schüler des Sokrates hat die Argumente für die Existenz der Seele in seinem Werk Phaidon¹⁴ niedergeschrieben. Hierin schildert er den Abend vor dem Tod seines Lehrers Sokrates, der zum Tode durch den Schierlingsbecher verurteilt wurde. Diese Form der Hinrichtung durch Trinken eines Saftes aus dem gefleckten Schierling, war im antiken Griechenland eine übliche Strafe. Sokrates, der selbst keine Schriften der Nachwelt hinterlassen hatte, versammelte am Abend vor seinem Tod seine Schüler, unter anderem auch Phaidon, um im Angesicht seines eigenen Todes die Existenz einer Seele philosophisch zu begründen. Ihm ging es um die Beschaffenheit der Seele, ihre Abgrenzung zum Körper und um ihr Schicksal nach dem Tod. Er betrachtete die individuelle Seele eines jeden Menschen als unzerstörbar und sah in ihr den Träger der Kenntnisse, Fähigkeiten und Erinnerungen des Menschen. Beim Tod trennt sich die Seele vom Körper. Es bestehe kein Grund zur Todesfurcht, denn der Tod bedeutet nur Zerstörung des jeweiligen Körpers, die Person aber ist die Seele, die immer intakt erhalten bleibt. Die Überzeugung Sokrates war es, dass das Schicksal der Seele nach dem Tod von ihrem Verhalten während des Lebens abhängt. Hierbei sei eine philosophische Lebensführung die op-

12 Vgl. H. Wittwer: Risiken und Nebenwirkungen der Lebensverlängerung, in: H. J. Höhn (Hrsg.): Welt ohne Tod – Hoffnung oder Schreckensvision, Hannover 2003, S. 19–58, hier: S. 34.

13 Vgl. H. Wittwer (Hrsg.): Philosophie des Todes, Stuttgart 2009, S. 14.

14 Vgl. Platon: Phaidon, in: H. Wittwer (Hrsg.): Der Tod, a. a. O., 2014, S. 31–55.

timale Lebensform. Diese Sichtweise war der Grund zu einer gelassenen Haltung und einem heiteren, unbeschwerten Sterben.

Der von Platon niedergeschriebene Dialog zwischen Sokrates und seinen Schülern wirkt von der Antike bis heute nach und beeinflusst auch die theologische Diskussion über eine mögliche individuelle Fortexistenz nach dem Tod.

Bis zum frühen Mittelalter galt der Tod im christlichen Abendland als ein Übergang in eine bessere Welt. Begründet wurde diese mit dem Glauben der christlichen Auferstehung, die einen öffentlichen Umgang mit dem Sterben und dem Tod förderte. Anders als die heutige Befassung mit dem Tod, die das Sterben und den Tod an den Rand des öffentlichen Bewusstseins drängt, wurde früher im Beisein der Familie, der Freunde und der Nachbarn gestorben. Aufgrund der Katastrophen des Spätmittelalters, die sich in Kriegen, Hungersnöten und Seuchen ausdrückten, änderte sich die Sichtweise auf den Tod. Nunmehr wurde die Vorbereitung auf das eigene Sterben und den Tod als äußerst dringlich angesehen. Es entwickelte sich eine „Kunst des Sterbens“ (*ars moriendi*). Eine gute christliche Vorbereitung des Lebens im Hinblick darauf, dieses Leben gut abzuschließen, prägte das spätmittelalterliche Leben. Der Tod wurde nicht mehr als das natürliche Ende gesehen, sondern als unerwartet und schnell eintretend betrachtet. Der Tod wurde, insbesondere nach dem Dreißigjährigen Krieg, zum Schauspiel. Dies drückte sich in Trauergebräuchen, Trauerbekleidung und einem in vielen Ausprägungen auftretenden Gedenken aus. Zahlreiche Gedenktafeln, Denkmäler, aufwändig gestaltete Gräber, Grabplatten und Epitaphien geben ein Zeugnis dafür ab.

2.2 Der Umgang mit den Toten im Wechsel der Jahrhunderte

Der Umgang mit den Toten änderte sich seit der christlichen Zeitrechnung. Obwohl die Menschen eine Vertrautheit mit dem Tod hatten, hielten sie die Toten abseits. Die Toten wurden außerhalb der Städte bestattet. Das Aufkommen des Märtyrertums im 3. Jahrhundert sowie der Volksglaube, dass man nur am Jüngsten Tag auferstehen werde, wenn man ein angemessenes und unversehrtes Grab erhalte, änderte die Einstellung zum Tod und zu seinen Ausdrucksformen. Eine möglichst räumliche Nähe des eigenen Bestattungsortes zu den Reliquien von Märtyrern sollte die Wiederauferstehung am Jüngsten Tag absichern. Märtyrer wurden als Heilige angesehen, die einen Platz im Himmel sicher hatten. Ausdruck fand diese enge Verbindung auch auf den Grabinschriften, so z. B. „... dessen Gebeine in diesem Grabe ruhn, hat das Verdienst erworben, den Gräbern der Heiligen nahe zu sein ...“ oder „Unter dem Schutz der Märtyrer muß man die ewige Ruhe suchen; der sehr Heilige Vincent und die Heiligen, seine Gefährten und ihm Ebenbürtigen, wachen über diesen Platz und verbannen die Finsternisse, indem sie den Schimmer des wahren Lichts verbreiten.“¹⁵ Diese im 6. Jahrhundert auftretende Form der Bestattung lag räumlich aber immer noch vor den Toren der Städte. Über den Gräbern der Märtyrer wurden kleinere Kapellen errichtet. Verwaltet wurden diese Grabstätten meist von Ordensgemeinschaften, die auch die immer größer werdenden Pilgerscharen betreuten. Neben den Friedhofskapellen wurden zunehmend auch Kirchen innerhalb der Stadtmauern erbaut. Diese unterschieden sich allerdings dadurch, dass sich in den Kirchen zunächst keine Gräber befanden. Umgekehrt wurden die Friedhofskapellen von Toten geradezu überschwemmt.¹⁶

Die Dualität zwischen Friedhofskapelle und Kirchen im Zentrum führte zu einer Änderung der Bestattungskultur seit der Antike. Das alte Bestattungsverbot innerhalb der Stadtmauern und die Angst, die die Toten ausgelöst hatten, existierte nicht mehr. Etwa zu Beginn des

15 P. Arie's. Geschichte des Todes, 13. Auflage, München 2015, S. 48.

16 Vgl. ebenda, S. 50.

7. Jahrhunderts lässt sich diese Veränderung feststellen.¹⁷ Die Friedhöfe außerhalb der Stadtmauern wurden aufgegeben. Sie verfielen und wucherten zu. Gelegentliche Wiederbenutzung in Zeiten der Pestepidemien änderte nichts an dem grundsätzlichen Wandel. Die außerhalb der Stadtmauern liegenden Friedhöfe wurden durch Grabstellen ersetzt, die räumlich direkt neben den innerstädtischen Kirchen lagen. Allerdings galt bis weit in die Neuzeit hinein, dass namentlich identifizierbare Totenruhestätten im Einzelgrab nur für Angehörige der Mittel- und Oberschicht, Sammelgräber indes für die Armen die Regel waren. Eine Grabstätte in der Kirche war für die Armen undenkbar.

Die Bestattung der Toten im Umfeld der Reliquien der Heiligen und die über diesen Reliquien errichteten Kirchen wurden zu einem Spezifikum der christlichen Zivilisation. Begräbnisstätten vor und in den Kirchen waren Orte, die auf geweihtem und heiligem Grund die Gebete für die Seelen der Verstorbenen aufnahmen. Im Mittelalter festigte sich weiter die Vorstellung, dass die Gebete der Lebenden für die Toten umso wirksamer seien, je näher sie an dem Grabe des Märtyrers gesprochen würden.¹⁸ Gleichwohl gab es immer noch einen Zwiespalt zwischen dem Kirchenrecht und der Alltagspraxis. Die Konzilien haben jahrhundertlang eine strikte Trennung zwischen dem Innenraum und dem geweihten Raum im Umkreis der Kirche vorgeschrieben. Die Gläubigen hatten ihre Grablegungen außerhalb der Kirche vorzunehmen. Ausschließlich Priester, Bischöfe, Mönche und privilegierte Laien durften ihre letzte Ruhestätte im Kircheninnenraum finden. Dieses Verbot der Bestattung in Kirchen für Nicht-Kleriker wurde im Laufe der Jahrhunderte sukzessive aufgehoben. Anfangs versuchte man noch den Chorraum von Bestattungen freizuhalten: *„Kein Leichnam darf in der Nähe des Altars bestattet werden, wo der Leib und das Blut des Herrn bereitet oder dargeboten werden, es sei denn die Leiber der Heiligen Väter.“*¹⁹ Diese kirchenrechtlich geforderte Trennung wurde aber nicht stringent eingehalten. Privilegien der Macht, des Reichtums und des Geldes trugen dazu bei, dass man bis zum 18. Jahrhundert Grabstätten von Nicht-Klerikern auch in den Kircheninnenräumen zuließ. Kirchen waren teilweise mit Grabstätten „zugepflastert“.

17 Vgl. P. Arie's, a. a. O., S. 52.

18 Vgl. ebenda, S. 58.

19 Ebenda, S. 64.

Der mangelnde Platz in Kirchen und auf den Friedhöfen führte um das 14. Jahrhundert dazu, dass man die mehr oder minder ausgebleichten Gebeine aus den Gräbern entnahm, um Platz für neue zu schaffen. Die Gebeine wurden in den Kellern, den Dachstühlen, den Galerien der Kirchen aber auch in speziell errichteten Gebeinhäusern, sog. Ossuarien, aufgebahrt.

Eine spezielle Bestattungspraxis wurde für die Personen eingeführt, die sich eine Bestattung in den Kirchen bzw. in den Beinhäusern nicht leisten konnten. In Gemeinschaftsgräbern wurden bis zu 1000 Leichname bestattet. Diese Gemeinschaftsgräber blieben geöffnet und wurden erst bei Erreichen der Kapazität notdürftig mit Erde geschlossen. Häufig wurde dann direkt daneben das nächste Gemeinschaftsgrab aufgehoben. Solche Gemeinschaftsgräber waren nicht allein den Pestepidemien oder Hungersnöten geschuldet, sondern lange Zeit geübte Bestattungspraxis für die ärmere Bevölkerung.

Einen bildhaften Ausdruck über die unterschiedlichen Bestattungsrituale zeigen auch die Epitaphien und Grabplatten des Wetzlarer Doms. Die beiden auf der Süd- und Nordseite befindlichen Friedhöfe wurden Mitte des 18. Jahrhunderts aufgegeben. Ebenso verlor die Michaelskapelle ihre Bedeutung als Beinhaus. Was geblieben ist, sind die 53 Epitaphien und Grabplatten, die heute das Innere des Wetzlarer Doms schmücken.

3. Bedeutung der Epitaphien und Grabplatten im Spiegel der Jahrhunderte

3.1 Wesen der Epitaphien und Grabplatten

Während bei den Grabdenkmälern und Grabplatten der Ober- und Mittelschicht bereits im frühen Mittelalter kunstvolle Erinnerungsstätten geschaffen wurden, kamen Epitaphien erst Anfang des 14. Jahrhunderts im Bürgertum mittelalterlicher Städte auf.

Der Begriff „Epitaph“ ist griechischen Ursprungs und bedeutet „zum Grab bzw. Begräbnis gehörig“. Epitaphien wurden zumeist in Stein gefertigt und in der Regel in der Kirche aufgehängt. Als Textsprache wurde überwiegend Latein verwendet. Gelegentlich setzte sich aber auch die Volkssprache im deutschen Raum durch. Die Gestaltung der Epitaphien war sehr vielschichtig. Prunkvolle Gedenktafeln wurden neben schlichten Epitaphien platziert. In den meisten Fällen handelt es sich um Unikate. Wenn sich auch durch die Jahrhunderte unterschiedlich aufwändige Gestaltungen unterscheiden lassen, so spiegeln sich einzelne Zeitabschnitte in einer gewissen Einheitlichkeit der optischen Gestaltung in den Epitaphien wider.

In der gesellschaftlichen Stellung des Verstorbenen drückte sich früher auch die jeweilige Platzierung aus. So war dem Klerus der Chorbereich vorbehalten. Gegen eine hohe Gebühr konnte sich ein kleiner Kreis von Adligen und wohlhabenden Bürgern einen Platz im Innenraum der Kirche sichern. Die Preise für die Platzierung der Adligen und wohlhabenden Bürger waren zum Teil gestaffelt. Je näher die Platzierung an den Chorbereich heranreichte, umso höher fiel die Gebühr aus. Epitaphien verblieben im Besitz der jeweiligen Familie und waren nur der Obhut der Kirche übergebene Objekte.

Die heutige Anbringung der Epitaphien in den Kirchen ist in den meisten Fällen nicht mehr der ursprüngliche Standort. Eine direkte Verbindung zu den dazugehörigen Grabstellen ist somit nicht mehr möglich. Ebenso verhält es sich mit den Grabplatten, die heute auch keinen direkten Bezug mehr zu der historischen Grabstätte haben. Zerstörungen, Renovierungen und Neugestaltungen der Kircheninnenräume über Jahrhunderte hinweg, lassen meist keine Bezüge mehr zur Grabstätte zu. Zum Teil ist aber auf den ehemaligen Grabplatten noch erkennbar, dass diese in früheren Zeiten im Boden eingelassen waren. Die massiven Abnutzungen der Schriften und bildlichen Motive zeugen von den Gebrauchsspuren durch Fußspuren zahlreicher Gottesdienstbesucher. Durch den direkten Verlust des Bezugs zur ursprünglichen Grabstätte lassen sich auch diese Grabplatten heute als Epitaphien einordnen. Allerdings ist bei der Interpretation der Texte, Wappen und Bildmotive immer darauf zu achten, dass es sich ursprünglich um eine Grabplatte handelte.

Durch die räumliche Trennung von der eigentlichen Begräbnisstätte nahmen die Epitaphien den Charakter von „Ersatzgrabmälern“ an. Epitaphien wurden in den Kirchen angebracht und waren aufgrund eines so exponierten Standortes ausschließlich der Ober- und Mittelschicht vorbehalten. Ihre Präsenz in den Kirchenräumen verschaffte den Epitaphien eine tiefe Verbundenheit bei den öffentlichen Gottesdiensten. Die Gläubigen feierten ihre Gottesdienste umgeben von den sichtbaren Erinnerungstafeln der Toten. Die Menschen sahen darin eine Verbundenheit mit der Gemeinschaft der Heiligen und der Gläubigen. Diejenigen, an die man sich erinnerte waren so auch nach ihrem Tod nicht dem Vergessen ausgesetzt.²⁰

Zeichen der Erinnerung gaben den Familien die Möglichkeit, der Verstorbenen zu gedenken. Gleichzeitig bekam die Öffentlichkeit die Gelegenheit, für die Toten zu beten. Sie standen stellvertretend für ein Gedenken an alle Toten.

Die Gestaltung der Erinnerung und auch die Absichten, die damit verbunden waren, haben sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Epitaphien, die im 14. Jahrhundert beim Bürgertum mittelalterlicher Städte auftraten, boten einen großen Spielraum für eine sehr individuelle

²⁰ Vgl. C. Berger-Zell: Abwesend und doch präsent, Wandlungen der Trauerkultur in Deutschland, Göttingen 2013, S. 132.